Heimatecke

Die Krautweihe

Wie das Blut Ausdruck körperlichen Lebens ist, so der Glaube Sinngeber und Former seelischen Daseins, auch eines ganzen Volkes. Beides gemeinsam formte die Mannigfaltigkeit des Volkstums, in dem sich bei uns noch so recht germanisches Denken und Fühlen ausdrückt. Das Christentum hat nicht das Lebendige in einem Volke, das es vorfand, mit roher Hand ausgerottet, sondern hat es möglichst so aufgenommen, wie es sich ihm bot. Dabei mußte es allerdings das Heindnische umbiegen und sich dienstbar machen. Dadurch bekamen aber oft die Bräuche erst ihre tiefe innere Weihe. Eine solche rein deutsche Sitte ist die Krautweihe am Feste Mariä Himmelfahrt. In ihr hat sich christliches Gut mit altgermanischen Anschauungen zu einem lebensvollen Ganzen verbunden In keinem anderen Land finden wir diesen Brauch. In Deutschland selbst hat jede Landschaft ihm ihr eigenes Gepräge aufgedrückt. Die Wahl der Pflanzen ist so mannigfach, wie die Landschaft selbst. Wechselt doch die Zahl der Pflanzen zwischen 7 und 99.

Bestimmte Kräuter finden sich aber überall wieder, so die Getreideähren, die Königskerze, die Schafgarbe, der Dost, Rainfarn, Thymian, Baldrian, Wermut und Beifuß, Johanniskraut, Donnerdistel, Salbei und sogar der Wegerich. Fast alle diese Pflanzen stehen legendemäßig mit der Gottesmutter oder einem Heiligen in Verbindung. So erzählt die Legende vom Johanniskraut, daß es aus dem Blut Johannis des Täufers entsprossen sei. Die Legende von der Schafgarbe ist wohl allgemein bekannt: Das Jesuskind saß einst in der Tür und hatte eine Schüssel mit Milch in der Hand. Da kam ein Judenknabe des Weges. Der tauchte ein Büschel in die Milch und spritzte den Jesusknaben naß. Von dem Schaum der Milch, der sich an das Büschel setzte, entstand eine weiße Blüte, die Blüte der Schafgarbe. Wenn von den Pflanzen nicht irgendeine Legende bekannt ist, so stehen sie durch ihren Namen mit einem Heiligen in Verbindung. Man glaubte, durch solch einen Namen bekämen die Pflanzen bereits eine gewisse Weihe. Aber die christlichen Heiligennamen und die Legenden sind nicht an Stelle der heidnischen Götternamen oder -sagen getreten. Um einen derartigen Schluß ziehen zu können, ist uns viel zu wenig von den heidnischen Gottheiten bekannt. Zudem finden sich manche der Legenden schon früh im Orient.

Was die Entstehung des Brauches angeht, so fand das Christentum bereits eine Pflanzenweihe vor. Man glaubte, daß die heilbringende oder schädliche Wirkung der Pflanzen durch gute oder böse Dämonen hervorgerufen werde. Deswegen suchte man durch die Weihe den Einfluß der bösen Dämonen vollständig zu brechen, zumal ihre Zahl ja noch vermehrt war durch die alten Götter, über die man in der Öffentlichkeit wohl spottete, an die man aber doch noch glaubte.

Um diese Pflanzengeister nicht zu erzürnen, beobachtete man auch bestimmte Vorschriften beim Pflücken. Eine solche Grabevorschrift für das Eisenkraut aus dem 15. Jahrhundert lautet: „Der di selben wurtz graben will, der sol an unser frowen aubent zu wurtzwichi (Mariä Himmelfahrt. 15. August, hier also 14. August.) gaun, da die wurtz stat und umbrisse sie mit gold und silber und sprich ain pater noster und ain credo in Deum, und sprich: by der edlen frowen unsers herren Jhesu Christi, und by den vier ewangelistan Lucas, Marcus, Matheus, Johannes, und by allem himelschen here, das du kain diner kraft noch kain diner tugent und mit der kraft, als dich got geschaffen haut! und du solt das gold und das silber uber nacht da by laußen ligen, des morgens, ee die sun uff gang, so grab sy, und solt sy mit dem hyen nit ruren, und wasche sy mit win oder mit ainem rainen wasser, und wiche sie mit andern wurtzen, und behalt sy mit slys."

Nach der Weihe also, bewahrte man das Büschel auf, nachdem man es getrocknet hatte. Es war ein Mittel für alles. Bei Gewittern wird etwas davon verbrannt. In der Warburger Gegend zündet man dazu die Lichtmeßkerze an. Bei Bränden wirft man davon in die wabernde Lohe, da das Feuer dann nicht weiter um sich greift. Im Stall legt man es unter die Futterkrippen, um das Vieh vor Krankheit und Behexung zu schützen. Deswegen gibt man ihm auch bei Gewitter davon zu fressen. Kalbenden Kühen wirft man etwas in die erste Tränke und räuchert den Stall damit aus. Das Räuchern hat überhaupt eine stark reinigende Wirkung und wird viel angewandt So räuchert man auch das Zimmer der Wöchnerin mit diesen Kräutern aus, vor allem die Ecken, da man glaubte, die Geister könnten nur über die Ecken hereindringen. Daher steckte man auch Zweiglein an die Ecken des Ackers, wie man es auch mit den Palmkätzchen des Palmsonntag machte. Wenn jemand etwas von dem Kraut bei sich trug, so war er vor allen Gefahren geschützt. Ein Büschel des Eisenkrautes seite sogar vor Kugeln. Auch in den Rauchnächten — die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr — in denen die Unholden am meisten umgingen, räucherte man das ganze Haus aus.

Die Kräuter, die man weihen ließ, waren fast ausnahmslos Heilkräuter, deren Heilkraft nicht so sehr auf den natürlichen Kräften der Pflanze, als vielmehr auf dem Segen der Kirche beruhen sollte, eine Ansicht, die schon die Kirchenväter vertraten. Daher glaubte man auch, daß schon eine rein äußere Anwendung den gewünschten Erfolg habe. So legte man der Braut, die bei der Hochzeit besondes gefährdet war von Dämonen und Unholden, Krautstücklein in die Schuhe oder steckte sie früher in die Gardinen des Himmelbettes. Welche Wirkungen man der Weihe zuschrieb, können wir sehen, daß man als giftig verschrieene Tiere fing und heimlich mitweihen ließ Wenn man sie dann im Stall aufhing, zogen sie alles Gift an sich und hielten es so vom Vieh fern.

Warum wählte man gerade diesen Tag für die Weihe? Wir haben wohl einen alten Erntebrauch vor uns. Für den einfachen Menschen ohne große medizinische Kenntnisse, waren die Heilpflanzen viel wert. Ihre Weihe ist nach den Weiheformeln wohl zuerst dagewesen. Das Getreide ist erst sehr viel später hinzugekommen aus einem selbständigen Brauch; denn erst verhältnismäßig spät wird in den Weiheformeln Bezug genommen auf das tägliche Brot. Man hat da ein Gebet verwandt, das früher bei der Weihe der Erstlingsfrüchte gebraucht wurde, die dem Priester zu seinem eigenen Lebensunterhalt oder für die Armen gegeben wurden. Einen Teil des geweihten Kornes behielt man für sich und mischte es unter das Saatgetreide, damit es im folgenden Jahr reiche Frucht bringe. Als dann später der Zehnte wuchs, nahmen diese freiwilligen Spenden ab und man ließ das Getreide mit den Würzkräutern weihen. Das Fest Mariä Himmelfahrt lag nun recht günstig in der Erntezeit und die Epistel des Festes vergleicht die Gottesmutter mit den Blumen des Feldes, so daß es nahe lag; daß man diesen Tag wählte.

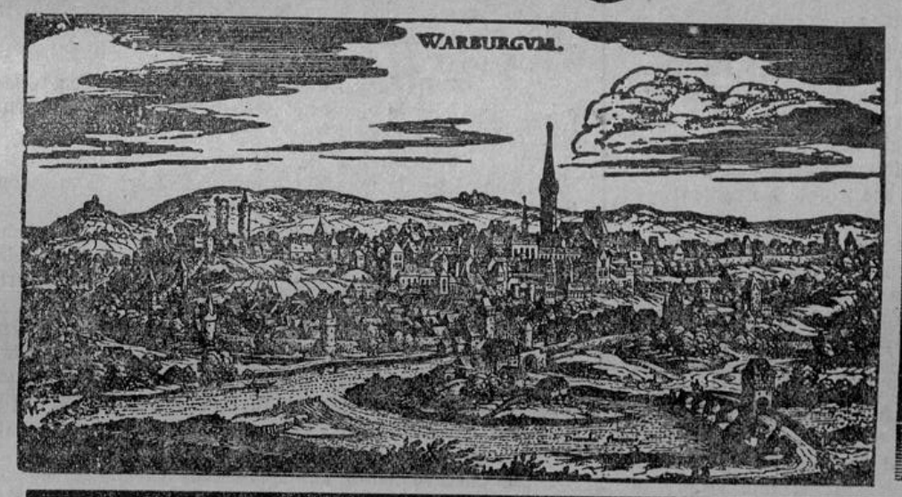
Welche Bedeutung dieser Tag im Mittelalter bekam, ersieht man daraus, daß er in Urkunden häufiger als Zahltermin wiederkehrt. Der 8. September heißt auch Mustmesse, weil er in die Zeit des ersten frischen Mostes fällt. In lateinischen Urkunden der Jahre 1265, 1269, 1275, 1308 heißt es dann: infra assumtionem et nativitatem b. Mariae virg. (zwischen Himmelfahrt und Geburt der Jungfrau Maria Geburt) oder infra duo festa assumtionis et nativitatis b. Mariae virg. (zwischen den beiden Festen der Himmelfahrt und der Geburt der Jungfrau Maria). In deutschen Urkunden heißt es: zussen den zweien unser frauen dage Wurzwiche und Mustemesse, oder zusse den zweyn unser frawen messen, oder aller jahr tussen uns prauwen assumptionem et nativitatem b. M. V. oder schließlich zuschen den zweien unser Frauwen Tagen als sie zu Himmel fuhr und geboren wart (1369). Diese Zeit galt als Termin für Ernteabgaben, die man nicht auf einen bestimmten Tag festsetzen konnte, da wegen schlechten Wetters sich die Abgabe um einige Tage verschieben konnte. So aber war eine Frist von 25 Tagen gesetzt, die eingehalten werden konnte.

Soviel Aberglauben sich mit der kirchlichen Weihe verbindet, so tief religiös ist das Volk in der Auslegung des Brauches. In Süddeutschland und in vielen anderen Gegenden finden sich viele Gartenblumen und auch Feld- und Gartenfrüchte rings um die Königskerze geordnet. Dafür hat man eine feine Symbolik: „Die Königskerze, die schön stolz und erhaben gen Himmel ragt, versinnbildlicht Jesus Christus. Die Arzneikräuter bedeuten, wie Jesus die Menschen von Krankheiten und Wunden und vom Elend geheilt hat Die Blumen stellen die Schönheit und Reinheit der heiligen Jungfrau dar, der dieser Tag geweiht ist. Die Wurzeln und Gemüse sollen die hungernde Menschheit bedeuten, die nach Gott und Himmel dürsten und der Gott seinen Segen gibt."

Dieser Brauch ist rein deutsch. In Frankreich weiht man Rosen, die dann an die Familienmitglieder verteilt werden. In Polen hat man eine Krautweihe auf Mariä Geburt, bei der ähnliche Kräuter wiederkehren, wie bei uns. Aber diese Unterschiede sind doch so bedeutend, daß man die Krautweihe als deutschen Brauch bezeichnenen kann. Hierin sehen wir auch, daß das Christentum jedem Volk seine Eigenständigkeit gelassen hat und es nicht vergewaltigte. Es hat das Volkstum vertieft und zur Bildung neuer Bräuche angeregt, wie uns der Brauch auf Palmsonntag zeigt. Die Anschauungen des Volkes sind nicht mit roher Hand ausgerottet worden, sondern soweit möglich verchristlicht und veredelt, so daß wir noch altgermanisches Denken und Fühlen aus unserem heutigen Brauchtum herauslesen können. Auch heute ist es eine hohe Aufgabe des christlichen Volkes, das Brauchtum aus Urvätertagen hochzuhalten und ihm den christlichen Geist wieder einzuhauchen oder lebendig zu machen, wenn er daraus zu weichen beginnt.

O. E.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 63 | 10. August 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Wagen durch die Welt

Roman aus dem Zirkusleben von Paul Hain

(5. Fortsetzung)

Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

Zwei Stunden später wird schon wieder auf einer Wiese das Zelt aufgebaut. Madame Anastasia schmurgelt in ihrer Küche wie ein Dragoner, und Johann Augustus zieht mit Charles los, um am Dorfkrug, beim Gemeindeamt und an etlichen Chausseebäumen die Plakate anzuheften, die zur morgigen „Eröffnungs- und Galavorstellung der weltberühmten Zirkusschau Ringelnatz" einladen: 1. Platz 50 Pfennig, 2. Platz 30 Pfennig. Kinder und Soldaten sowie Arbeitslose die Hälfte.

Danach trinkt der Herr Direktor seine erste Molle im Krug, um auch „persönlich Fühlung mit dem Dorf" zu nehmen. Es kann dabei nicht fehlen, daß er einige seiner Gaukeleien zum besten gibt, um den abendlichen Stammgästen eine Kostprobe seiner Kunst zu zeigen.

Und so geschieht es, daß der Krugwirt fast auf seine vier Buchstaben fällt, als er die eben gefüllte Molle dem Herrn Direktor zuschiebt und dieser, kaum, daß er zum ersten Schluck angesetzt hat, das Glas mit einem Aufschrei zurückstellt. Denn das Bier ist mit einemmal blutrot! Und eben noch ist es goldgelb und süffig aus dem Hahn geflossen.

„Aber, Herr Wirt", sagt Johann Augustus vorwurfsvoll, „ich wollte doch keine Limonade."

„I zum Kuckuck, habe ich denn den falschen Hahn erwischt?" stottert der verstört und gießt mit zitternder Hand ein neues Glas voll.

„Na also", sagt Ringelnatz mit breitem Lächeln, setzt an, und — das Glas ist voll roter Limonade!

Die aufmerksam gewordenen Gäste im Krug brüllen vor Vergnügen. Das ist ja ein toller Hexenmeister, dieser Dicke da. Der lacht den noch immer verdutzten Wirt an: „Keine Angst, es schmeckt trotzdem nach Bier", und trinkt nun beide Gläser mit zwei echten Männerschlucken aus Und dann zieht er sich wie beiläufig eine Zigarre aus der Nase, faßt ans Hosenbein, holt da ein Streichholz vor, fährt damit über seine stattliche Glatze, um es in Brand zu stecken, und meckert dabei wie ein echter Ziegenbock.

Verblüffung allerseits. Beifall.

„Ja, Herrschaften, das und noch viel mehr können Sie nun jeden Abend in unserm Kunstinstitut sehen, wenn ich bitten darf Gestatten Sie, Herr Rittergutsbesitzer", und er hält einen eben eintretenden Bauern an, der nicht weiß, wie ihm geschieht, als ihm der Dicke den Hutfilz höflich vom Kopf abnimmt und sagt:

„Aber mein Lieber, warum bringen Sie denn die eben von Ihren Hühnern gelegten Eier mit in den Krug? Die Bäuerin wird schön schimpfen."

Und hebt dem Verblüfften doch wirklich zwei richtige Eier vom Kopf.

Das ist ja nun allerhand. Die Eier sind natürlich aus Holz, und Ringelnatz läßt sie auch gleich wieder in seiner Tasche mit einem herzlichen: „Danke schön!" verschwinden.

Man kann dem Dicken seine Gaukeleien nicht übel nehmen, denn er macht alles wirklich recht geschickt, und im Handumdrehen braucht er ein paar weitere Mollen für seine durstige Kehle nicht mehr zu bezahlen. Die Bauern halten ihn gern frei. Und es gibt dann noch ein unterhaltsames Zusammensein, an dem sich auch einige Geschäftsleute, die im Krug für eine Nacht bleiben, beteiligen. Von ihnen schnorrt Johann Augustus noch eine Mittagszeitung, die er sich zur Lektüre mit in seinen Wagen nehmen will. Und nun wird ja wohl Anastasia mit dem Abendbrot fertig sein, und Ringelnatz verabschiedet sich mit Grandezza von seinen neuen Freunden.

In recht munterer Stimmung kommt er „zu Hause" an. Zum Lesen der Zeitung kommt er natürlich nicht, denn er hat nun viel zu viel mit Anastasia zu schwadronieren. Der Zufall will es, daß Ria, gerade von den Pferden kommend, den Titelkopf dieser Zeitung, die er achtlos neben sich gelegt hat, sieht: „B. Z. am Mittag".

„Kann ich mal haben?" fragt sie eifrig.

„Aber klar, Hoheit", sagt Ringelnatz wohlwollend.

Und dann sitzt Ria etwas abseits und blättert in der Zeitung, die sie so gut kennt und seit Wochen so selten zu Gesicht bekommt.

Und dann geschieht es, daß sie einen kleinen Schrei ausstößt und mit großen Augen, in denen ein Schrecken steht, hochblickt und in die Weite starrt.

*

Ja, da steht unter den lokalen und Unfallnachrichten nüchtern und sachlich im Reporterstil, daß in der vergangenen Nacht auf der Chaussee Potsdam—Berlin sich ein Autounglück ereignet habe, verursacht durch das plötzliche Auftauchen eines Rehs, wie einer der Verunglückten noch aussagen konnte. Chauffeur und Insasse des Wagens, Ulrich von Rödern, einziger Sohn des Freiherrn Oberst von Rödern, seien in bedenklichem Zustand in das Elisabeth-Krankenhaus in Potsdam eingeliefert worden.

Und dann steht darunter ein anderer Unfall und einige Einbrüche, deren Täter teils gefaßt und teils entwischt seien. Und im allgemeinen liest man ja wohl über solche Notizen hinweg, wenn man eben nicht gerade jemand, der von einem solchen Unfall betroffen wurde, just in der gleichen Nacht noch gesprochen hat, und noch dazu auf eine absonderlich merkwürdige Weise, und wenn dieses Erlebnis nicht immer noch wie ein sanfter, unwahrscheinlich süßer Traum im Herzen nachschwingen würde.

Ria Roselli liest noch einmal über die wenigen Zeilen hin, aus denen der Name immer größer und größer zu wachsen scheint: Ulrich von Rödern!

Und dann schießt ihr eine Blutwelle zum Herzen, sie fühlt, wie die Farbe aus ihrem Gesicht weicht, und aus den zitternden Händen gleitet die Zeitung zu Boden, die ein geheimnisvolles Schicksal ihr in die Hand gespielt hat.

Die abendlich verdämmernde Weite hinter der Wiese und dem Dorf verschwimmt vor ihren Augen — Nacht schwimmt heran, und ein sternenübersunkelter See ist da, und sie und der Fremde am Ufer — und ihre Lippen sinken einander entgegen.

Es ist keine Sekunde dieses reinen und magischen Abenteuers in ihrer Seele vergessen. Die Männerstimme spricht leise: „Und vielleicht sollte ich einfach hierbleiben und mit Ihnen in dem grünen Wagen weiterfahren."

Mit einem Seufzer preßt sie die Hände gegen die Brust, die unter dem dünnen Kleid heftig atmet.

Und er ist aus der Verträumtheit jener stillen Minuten am See weggefahren — vielleicht in den Tod! denkt sie erschauernd. Ihre Schultern krümmen sich wie unter einem tiefen Schmerz. Wie kann denn das möglich sein?

Plötzlich rinnt es ihr heiß aus den Augen. Sie läßt den Kopf sinken.

Ganz deutlich sieht sie im Geiste das männlich-herbe, kühn geschnittene Gesicht vor sich, als es sich zu ihr beugte.

Jack Bill, der immer um sie Besorgte, steht neben ihr.

„Was ist denn, Ria?" fragt er leise. „Tränen?"

Da hebt sie den Kopf und wischt mit dem Handrücken über die Wangen.

„Ach!"

„Heimweh, Ria? Nach der Vergangenheit? Ja, es ist nicht leicht, ich habe es gleich gewußt. Man muß gute Nerven haben bei uns."

Sie lächelt matt.

„Das ist es nicht, Jack. Aber ich kann's dir nicht sagen. Laß nur, ich werde schon fertig damit."

Und nach einer Weile, wie unter einer plötzlichen Eingebung:

„Es ist doch nicht so weit von hier nach Potsdam?"

Er stutzt, aber er hat sich längst neugierige Fragen abgewöhnt.

„Eine halbe Reitstunde, Ria."

Bei ihm geht alles nach Reitstunden, noch von früher her, als er selber in seiner großen Zeit erstklassiges Pferdematerial besessen hatte.

„Nicht weiter?" sagt sie und hebt die Zeitung vom Boden auf. Und lächelt mit einemmal wie fremd vor sich hin.

Viertes Kapitel

„In bedenklichem Zustand" — nun, das hat ja Gott sei Dank nicht gestimmt. Etwas übertriebener Reporterstil. Das Elisabeth-Krankenhaus allerdings, das ist richtig.

Da liegen die beiden Verunglückten jeder in einem Zimmer, und wenn sie auch nicht puppenlustig sind, so sind sie im Innersten doch immerhin heilfroh, daß es noch glimpflich abgegangen ist. Der Arzt hat den Kopf geschüttelt über „so ein Schwein" und dann fachmännisch zu Uli geäußert: „Wohl Sportsmann, wie?"

„Warum?"

„Weil Sie so famos aus dem stürzenden Wagen rausgesprungen sind, so mit angezogenen Beinen und Armen. Typisch für Rennfahrer, Jockeis und so."

Uli hat gelächelt.

„Kann schon so ungefähr stimmen, Doktor. Man macht das so aus sportlichem Instinkt heraus."

Er hat wirklich nichts weiter als Hautabschürfungen, Beulen und ein paar Verstauchungen davongetragen, sein ganzer Rücken ist verpflastert, die Beingelenke bandagiert. Ein paar Tage — und er wird rauskönnen.

Gustl hat ein bißchen mehr abgekriegt gehabt. Außer den unvermeidlichen Hautabschürfungen ein ausgekugeltes Schultergelenk und einen glatten Beinbruch. Na — auch nicht so schlimm. Die Schulter ist schon wieder in Ordnung, und das Bein wird schnell heilen, hat der Arzt versichert. Appetit ausgezeichnet! Auch bei Uli!

Die Nerven haben also wunderbar durchgehalten.

Und ganz im tiefsten Innern, wo die heimlichsten Gedanken leben, hat Uli am Morgen nach dieser ersten Nacht im Krankenhaus gedacht: Das sollte wohl so sein! Man wird im Palais Wieland ohne mich feiern müssen. —

*

Ja, das hat man getan.

Es war nicht mehr abzusagen, dieses Frühlingsfest.

Noch am Vormittag hat das Krankenhaus telephonisch von dem Unfall berichtet und von seinem glimpflichen Ausgang. Es gab einen gewaltigen Schrecken im Hause Wieland und in der Lützowstraße — in der Entfernung sehen die Dinge ja immer verhängter und bedrohlicher aus. Dann hat sich Isa zusammen mit Frau von Rödern in ihren Berliner Wagen gesetzt und ist mit ihr nach Potsdam runtergefahren.

„Gut ist's gegangen, nix ist passiert, Mutter — Isa", hat Uli sie begrüßt, und die schlimmste Angst ist aus ihren Gesichtern. Sie sehen ja selbst, daß ihm nichts Ernstliches fehlt. Aber Isa hat nicht gerade sonderlich bestrickend gelächelt.

„Nichts passiert, Uli? Und die Veröffentlichung unserer Verlobung heute?"

Nein, sie ist wütend, sehr wütend, obwohl sie sich in Gegenwart von Frau von Rödern nicht viel merken läßt. Uli hat sonderbar gegen die Decke gestarrt und gesagt:

„Tja — die muß nun eben ausfallen. Das wirst du doch hoffentlich einsehen?"

Sie zerzupft ihr Tüchlein, das sie zwischen nervösen Händen hält. Frau von Rödern lächelt begütigend:

„Hauptsache, es ist dir nichts Schlimmeres zugestoßen. Wir sind ja so froh."

„Und also werdet ihr ohne Besorgnis heute abend noch recht feiern können und auf mein Wohl trinken."

„Das wird Vater gewiß reichlich besorgen", stimmt Frau Irene heiter zu.

Sie besucht nachher noch den armen Gustl, um einige tröstliche Worte mit ihm zu wechseln, obwohl Isa nicht viel von einem solchen „überflüssigen" Krankenbesuch wissen will. Was geht sie der Gustl an. Für sie ist er mit schuld daran, daß es heute nichts wird mit ihrer Überraschung für ihre Freundinnen und Freunde.

Sie verspricht, morgen allein herauszukommen, und dann fahren die beiden Damen wieder ab. Und es wird wirklich noch ein scharmantes und vergnügtes Fest im Palais Wieland, und keiner ahnt, was es eigentlich hätte werden sollen. Graf Bachwitz ist sehr glücklich, denn Isa tanzt viel mit ihm und ist in einer blendenden Laune, hinter der sie ihre Mißstimmung geschickt zu verbergen weiß.

(Fortsetzung folgt)

Neues Korn, neues Brot.

Von Alfred Semerau

Vater mäht mit der Sense das Korn,
Mütterlein sammelt die Aehren,
Wind fegt bald über Stoppel und Dorn,
Felder müssen sich klären.
Voll wird die Scheune bis unter das Dach,
Brot für den Winter in Keller und Fach.

So malt der Dichter die Ernte des Brotkorns, das über den langen Winter helfen soll. Das Brotkorn galt von Anfang an für das Wichtigste, das es gab. Daher stellten unsere Vorfahren besonders ihren Ackerbau und alles, was damit zusammenhing, in den Schutz der Gottheit.

Zuerst wurden im rauhen Germanien Hafer und Gerste angebaut, und sie lieferten das eigentliche Brotkorn. Dann kam der Roggen, noch später der Weizen ins Land. Der eigentliche Anbau des Roggens soll sich erst zur Zeit der Kreuzzüge, im zehnten und elften Jahrhundert, verbreitet haben. Seitdem wurden auch Gerste und Hafer mehr an das Vieh verfüttert und dienten Roggen und Weizen zum Brotkorn. Der Volksglauben fand an beiden das untrügliche Zeichen, daß Gott sie besonders für die Menschen bestimmt habe, und, zwar in dem ringförmigen Bilde, das die Aehre dort zeigt, wo der Keimknoten ansetzt. Dieser Ring hieß vielfach Gottesauge oder auch Gesicht Christi. Da, nach der Bibel, Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf, sah man darin eine Weisung, die notwendigste Nahrung aus dem so gezeichneten Korn zu bereiten. Darum, heißt es, kann man Brot aus Roggen und Weizen täglich essen, ohne dessen überdrüssig zu werden. Darum bestimmte es Gott zum täglichen Genuß, und darum stand im Vaterunser die Bitte ums tägliche Brot. Darum zeichneten die Hausfrauen vor dem Backen das Brot mit einem Ringzeichen, bei neuem Brot stets mit dem Trauring, sonst mit dem Schlüsselring des Haus- oder Truhenschlüssels.

Das Brotkorn gewann aber noch andere Bedeutung. Während viele Naturgaben gereift sofort eßbar sind, müssen die Kornfrüchte erst genießbar gemacht werden. Man zerstieß oder zerrieb sie, ehe man sie durch die Handmühle, die Wind- oder Wassermühlen zerkleinern konnte. Bevor jedoch das Korn zur Mühle kam, mußte man sich bei verschiedenen Gelegenheiten der weiteren Gunst der freundlich waltenden Gottheit versichern. Man durfte nicht alle Halme schneiden, sondern mußte einige Büschel für Frau Gode oder Wotan stehen lassen. Man brachte die letzte Erntegarbe feierlich auf den Hof, trug sie aber nicht in die Scheune, sondern legte sie für die Vögel oder die Engel, also wieder als Opfer, hinter die Scheunentür. Auch beim Dreschen mußte man darauf achten, daß ausgedroschenes Getreide nie gegen die Sonne gekehrt wurde, da sonst das Mehl nicht schmecke. An der Tür der Mühle machte merkwürdigerweise der Volksglaube halt, so groß auch die Rolle ist, die sie mit ihren Bewohnern in der deutschen Dichtung spielt. Erst mit dem aus dem Mehl gewonnenen Brot blüht er weiter.

Zuerst in alter Zeit wurde aus dem gerösteten, mit Wasser versetzten Mehl ein harter Fladen, der Vorläufer unseres Brotes. Durch Zufall, so heißt es, fand ein Sklave, der Brot in einem vom vorigen Backtag noch ungereinigten Gefäß anrührte, das Geheimnis des den Teig treibenden Sauerteigs. Noch manche Wandlungen durchlief das Brot, ehe es zu unserem heutigen Gebäck wurde.

Früher, bevor es Teller gab, vertraten runde Fladen von gebacknem Getreidebrei und Brotscheiben ihre Stelle. Fleisch und Gemüse wurden darauf gelegt und verspeist, das Brot gesammelt und an die Armen verteilt. In unserm mit Früchten und Krem belegten Backwerk aus Mürbeteig haben wir noch einen modernen Nachkommen der uralten Brotteller.

Unsere Brotformen, die kreisrunden Brezel, in die man nach Einführung des Christentums ein Kreuz aus Teig setzte, gehen auf Sinnbilder altgermanischer Götter zurück. Man verehrte diese sogar in Brotgestalt, denn noch im achten Jahrhundert sah sich ein Kirchenkonzil genötigt, die sogenannten Heidenwecken streng zu verbieten. Was aber öffentlich verboten war, wurde im geheimen nur um so eifriger verehrt, und so erhielt das Brot etwas Zaubervolles und Geheimnisreiches. Hirten und Jäger glaubten ihr Vieh und ihre Hunde nicht besser vor Krankheit und Tod schützen zu können, als wenn sie mit einem Zauberspruch Brot in hohle Bäume legten oder es an einem Kreuzweg hinwarfen. Auch bannte man Fieber durch den Genuß von Brot, auf das man sympathetische Formeln geschrieben hatte, und wollte dadurch die Krankheit auf andere, besonders auf Tiere übertragen. Aber nicht nur körperlicher Leiden, auch der Sünden konnte man sich durch das Brot entledigen. Darauf ging der wunderliche altenglische Brauch des Sündenessens zurück, indem man bei Leichenfeiern den Armen ein Brot gab, um auf sie die Sünden des Verstorbenen zu übertragen.

Beim Brotbacken, das früher allgemein im Hause stattfand, mußte mancherlei beobachtet werden. Den letzten Stein beim Bau eines neuen Backofens mußte die Hausfrau, der er unterstand, einschlagen. Verdorbenes Brot wurde nicht fortgeworfen, sondern im Backofen zu Asche verbrannt und die Asche aufs Feld zur Düngung gestreut. An einigen Tagen, am Freitag, Gründonnerstag, an den sogenannten Zwölften, vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, durfte nicht gebacken werden. Wurde das erste Brot aus neuem Roggen gebacken, so erforderte das Feuer im Backofen vorher ein „Opfer". Die ersten neuen Brote durften, ehe sie im Ofen lagen oder solange sie darin lagen, nicht gezählt werden, sonst wurde das Brot knapp.

Der sich aus Brot anknüpfende Volksglaube warnt immer wieder, achtlos mit der Gabe Gottes, dem Inbegriff unseres Lebensunterhaltes, umzugehen. Wer mit dem Messer ins Brot sticht, der sticht den Herrn Jesus, so heißt es. Wenn man ins Brot sticht, fließt Blut aus der Wunde. Beim Brotschneiden darf nie das Messer im Brot stecken bleiben, das tut den armen Seelen weh. Ehe man ein neues Brot anschneidet, macht man drei Kreuze mit dem Messer darauf, dann reicht es länger. Man darf das Brot nicht eckig und kantig schneiden, weil dabei oft ein Stück Brot trocken und unbrauchbar wird. Es muß stets mit der angeschnittenen Seite nach der Mitte des Tisches liegen, sonst „geht der Segen fort". Das Brot darf nie über Nacht auf dem Tisch bleiben, es will auch schlafen, und wenn es liegen bleibt, haben die armen Seelen keine Ruhe. Nie darf man Brot auf die Erde werfen, man muß, wenn es heruntergefallen ist, es aufheben und dreimal küssen. Tritt man drauf, so schreit es, „daß man taub wird."

Auch noch an unserem Brot haftet der Glauben alter Zeit. Unser ganzes Leben steht unter dem Zeichen des Brotes. Wir sagen Brot von unserm Erwerb, unserm ganzen Lebensunterhalt. Wir haben unser Brot, wenn wir unser Auskommen haben, wir sprechen von unserm Brotherrn, wir haben unsre Brotneider, unsre Kinder wählen ein Brotstudium, wir kennen Brotsorgen, verwöhnten Menschen soll man den Brotkorb höher hängen. Die Menschenliebe lehrt uns, unser Brot mit andern zu teilen. Des einen Tod des andern Brot, so lautet ein alter Satz. Wir sprechen vom lieben Brot, wie wir sagen: die liebe Sonne. Wir bezeichnen unsere Mahlzeiten nach ihm und reden vom Vesper-, Mittags- und Abendbrot. Wir sagen von einem Menschen, der keine Achtung verdient: Kein Hund will ein Stück Brot von ihm nehmen, wie es schon bei Hans Sachs heißt. Die Sitte, auf Reisen und in die neue Wohnung Brot und Salz mitzunehmen, ist auch uralt, und wenn eine fromme Mutter ihren Kindern ein Stück von ihrem Hochzeitsbrot mit in die Fremde gibt, damit es ihnen immer gut gehe, so ist das ein sichtbares Zeichen steter Kraft eines innigen Muttergebetes, das sich erfüllt, wenn die Kinder die Lehren der Mutter in Ehren halten.

Versunkene Insel wieder aufgefunden

Der Baikalsee im fernen Osten Asiens ist für die Wissenschaft in vieler Hinsicht interessant, weil er als einer der größten Binnenseen die ungeheure Tiefe von weit über 1000 Meter aufweist. Ein russischer Professor G. Wereschtschagin hat sich besonders die Erforschung des Baikalsees zur Aufgabe gemacht, und er führt dort die verschiedensten geologischen und wasserchemischen Untersuchungen durch. Kürzlich machte er dabei eine sehr seltsame Entdeckung: gerade da, wo der Selenga in den Baikalsee mündet und der See eine Tiefe von 1000 Metern besitzt, lotete er eine Stelle, an der der Seeboden nur 30 Meter unter dem Wasserspiegel liegt; es muß also ein ungeheurer Berg in den Wassern des Sees aufragen, dessen Kuppe nach den Messungen von Wereschtschagin immerhin etwa 4 Quadratkilometer groß ist. Wie Petermanns Mitteilungen berichten, nehmen die russischen Geographen an, daß es sich bei dieser Untiefe um eine Insel „Stolby" handelt, die noch im 17. Jahrhundert aus dem See aufragte, dann aber von den Fluten verschlungen wurde. Ob die Insel, die nie wieder gefunden werden konnte, einst einer vulkanischen Erdkatastrophe zum Opfer fiel und jetzt vielleicht wieder auftaucht?